Erscheint alle 14 Tage.

Erscheint alle 14 Tage



Der kleine Coco

Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend

9. Jahrgang | Verlag: Der kleine Coco, Goch (Rhld.) | Nummer 2



Schab' den Rüssel

Altwiener Sage von Matilde Weil.

In der Rotenturmstraße zu Altwien stand ein Haus, das den sonderbaren Namen „Schab' den Rüssel-Haus" führte. Die Sage erzählt von diesem uralten, merkwürdigen Gebäude:

Einst vor vielen hundert Jahren kam ein armer Handwerksbursche nach Wien gezogen, der von meilenweitem Wege sehr müde und hungrig war. In seinem Ränzlein hatte er nur sein Handwerkszeug und in seiner Tasche war auch kein Kreuzer zu finden, denn er war schon die längste Zeit arbeitslos. Der böse dreißigjährige Krieg hatte den Wohlstand des ganzen Deutschen Reiches gebrochen, alle Meister waren ver-

armt und konnten keine Gesellen brauchen. Doch hoffte der arme Handwerksbursche in der großen Kaiserstadt eher Arbeit zu bekommen. Es war gegen Abend, und es dunkelte bereits, als der Handwerksbursche zum Rotenturmtor kam. Ruhig wollte er durchmarschieren, als der Torwart, mit gessen, weil es mir an Geld fehlt, und mein Leben nur von trockenem Brot gefristet. Ach, seid barmherzig und laßt mich ein, vielleicht findet sich eine gute Seele in Wien, die mir hilft, ich bringe euch dann das Geld."

„Nichts da! Hast du kein Geld für die



Da lachte der Rote ein häßliches Lachen: „Es stehen bessere Namen als deiner auf dem Blatt".

einer mächtigen Hellebarde bewaffnet, ihm den Weg vertrat: „Halt! Wer da!"

„Ein armer Handwerksbursche!"

„Zeig' deinen Paß!"

Der Handwerksbursche zog mit zitternden Fingern ein Pergamentblatt aus seinem leeren Beutel.

„In Ordnung!" brummte der Torwart, obschon er nicht lesen konnte, doch gab er sich gern ein Ansehen. „So, nun kannst du passieren, wenn du fünf Kreuzer hast!"

„O Gott, wo soll ich fünf Kreuzer hernehmen?" klagte der arme Bursche, „seit drei Tagen hab' ich nichts Warmes ge- Torwartmaut, so geh dorthin, wo du hergekommen!" Und brummend schlug der Torwart das Tor zu.

Da stand nun der arme Geselle und wußte keinen Rat. Seine von vielem Wandern wunden Füße schmerzten ihn unendlich, und heiße Tränen perlten über seine mageren Wangen. Da fühlte er seine Schulter berührt, und hinter ihm stand ein Mann in blutroter Kleidung, rote Hahnenfedern wehten von seinem Barett. Der Fremde sah so unheimlich aus, daß dem Handwerksburschen angst und bang wurde.

„Ich kann dir helfen," lachte der unheimliche Fremde. „Da, sieh' her, das kennst du doch," — und der Rote zog ein kleines Werkzeug aus der Tasche — „was ist das?"

„Eine Feile," stotterte der Handwerksbursch.

„Richtig, eine Feile!" sagte der im roten Mantel. „Die mußt du ja kennen, du bist ja ein Goldschmiedgesell, aber es ist eine ganz besondere Feile. Wenn du mit dieser Feile leicht über deinen Mund fährst und dazu sprichst: ‚Schab' den Rüssel!‚ dann wird dir flugs ein Goldstück aus dem Mund fallen, versuch' es nur einmal!"

Der Handwerksbursch nahm die Feile, fuhr sich über den Mund und sprach: „Schab' den Rüssel!" Sofort fiel ihm ein Goldstück aus dem Mund, er hielt höchst überrascht das Goldstück in der Hand.

„Ich schenk' es dir!" sprach der Rote, nahm die Feile wieder an sich und ließ sie in seiner Hand funkeln. „Nun kannst du ruhig nach Wien einwandern. Doch wenn das Goldstück zu Ende ist, wirst du wieder am Hungertuch nagen; denn nicht ein Goldschmied in ganz Wien kann dir Arbeit geben, alle haben selbst keine Arbeit."

„Dann muß ich eben weiter wandern," klagte der Handwerksbursch.

„Das mußt du nicht, wenn du klug bist!" erwiderte der Rote lachend, „schau' die Goldfeile — du kannst sie dein eigen nennen, wenn du hier das Blatt" — und der Fremde hielt plötzlich eine Rolle in der Hand — „mit deinem Namen unterschreibst!"



. . . und schabte ihm den Mund so jämmerlich, daß der Rote laut heulend verschwand.

Dem Handwerksburschen wurde auf einmal himmelangst zumute, denn ein Windstoß fegte mächtig aufbrausend über den Platz.

Und der Fremde sah gar so unheimlich aus in seinem blutroten Gewande und den funkelnden, fürchterlichen Augen, die den armen Handwerksburschen zu durchbohren schienen.

„Ich fürchte mich," sagte er ängstlich.

Da lachte der Rote ein höhnisches, häßliches Lachen. „Es stehen bessere Namen als deiner auf dem Blatt" — und der Unheimliche entrollte die Pergamentrolle, las laut die Namen von Grafen und Fürsten und von Ratsherren und Bürgermeistern, von angesehenen Bürgern. „Ich weiß, daß du nicht schreiben kannst, doch genügen mir auch drei Striche als Unterschrift." Und „Schab' den Rüssel!" sprach der Rote, und die Feile sprang aus der Hand auf seinen Mund und fuhr geschäftig hin und her, und Goldstück um Goldstück klirrte zur Erde nieder. „So reich kannst du werden," sprach der Fremde, „immer reicher, und ich hole mir die Feile erst am Ende deines Lebens."

Der Klang des Goldes betörte den armen Handwerksburschen, und endlich willigte er ein, drei Striche auf die Pergamentrolle des Roten zu setzen.

Wieder fegte ein scharfer Windstoß über den Platz. Der Unheimliche war verschwunden, und der arme Handwerksbursche hielt die Wunderfeile in der Hand.

Das erste Goldstück benutzte er, um nach Wien einwandern zu können, und obzwar

ihn der Torwart sehr mißtrauisch ansah, ließ er ihn, nachdem er das blinkende Goldstück gesehen, doch mit einem tiefen Bückling ein.

Der arme Handwerksbursche mietete sich ein Kämmerlein, und in der Stille der Nacht ließ er eifrig die Feile arbeiten; unermüdlich rief er: „Schab' den Rüssel," und unermüdlich bearbeitete die Feile seinen Mund. Goldstück um Goldstück fiel auf den Tisch nieder, doch als der Morgen graute, und der Handwerksbursche seinen Schatz, so gut er konnte, versteckte, schmerzte ihn sein von der Feile arg zerschundener Mund gar fürchterlich, und er band sein Halstüchlein vor und zu seiner Wirtin sagte er, daß er starke Zahnschmerzen hätte.

Nun ging er, die Kaiserstadt zu besehen und mietete sich einen Laden, in dem er scheinbar das Goldschmiedehandwerk betrieb. In Wirklichkeit lebte er aber in Herrlichkeit und Freuden von seiner Wunderfeile, die er emsig des Nachts arbeiten ließ, doch mußte er stets den Mund verbunden tragen. Aber trotz des häßlichen Mundes fand er ein Mädchen, das seine Frau werden wollte, und der einst so arme Handwerksbursche lebte glücklich und hochangesehen. Er hatte ein mildes Herz für die Armen und Bedrängten behalten und tat mit seinem Reichtum sehr viel Gutes. Kein armer Handwerksbursche klopfte umsonst an seinen Laden, ohne eine tüchtige Wegzehrung zu erhalten. Sechs Kinder blühten ihm heran, alles, was er unternahm, gelang ihm, und sein einziger Kummer war die Erinnerung an den roten Fremden.

Als der nun so reiche Goldschmied alt geworden war und er sein Scheidestündchen nahen fühlte, da brauste auf einmal wieder ein Windstoß durch das Gemach, und der unheimliche Rote stand bei seinem Bette. Der Goldschmied erschrak, doch rief er flugs: „Schab' den Rüssel!" Die Feile fuhr aus ihrem Säckchen und dem Teufel — das war der Rote — an den Mund; sie bearbeitete ihn so arg und schabte ihm den Mund so jämmerlich, daß der Rote laut heulend verschwand und der Goldschmied in Frieden entschlummern konnte. Der Todesengel trug seine Seele in den Himmel, denn der Teufel hatte keinen Anspruch mehr, da des Goldschmieds gute Taten ihn losgebeten hatten.

Die Apfelernte oder die schlauen Igel.

Von Hermann Frenz.

1



2



Meister Igel ging spazieren
Mal auf zweien, mal auf vieren —
Um zu suchen allerlei,
Das zum Speisen lecker sei!
Seine Frau eilt hinterher,
Daß sie ihm behilflich wär
Und so traben sie dahin -
Igel und die Igelin!
Da schau hin! was ist denn das?
So viel Äpfel dort im Gras?"
(Wie's im Herbst so manchmal geht,

Wenn der Wind zu heftig weht.)
Und wie immer hat indessen
Man den Tragekorb vergessen.
Was nun tun? — Es ist zu schad' —
Wüßten wir nur einen Rat.
Kaum gesagt, tät er sich bücken,
Warf sich auf den Stachelrücken,
Und bald hatte er geschickt
Zwanzig Äpfel angepickt.
Madame Igel allgemach
Folget diesem Beispiel nach,

3



4



Also, daß nach kurzer Zeit
Sie umgibt ein Apfelkleid.
Auf! marsch marsch! nun schnell nach Haus,
Eh' der Bauer kommt heraus,
Der es sicher ungern sieht,
Was hier mit dem Obst geschieht.
Endlich ist die Flucht gelungen.
Ach, wie freuen sich die Jungen,
Helfen schleunigst, je zu zweien,
Von den Äpfeln sie befreien.

„Vater! Mutter! — hei! hurrah!
Jetzt ist wieder Futter da!"
Doch der Vater Igel spricht —
Fröhlichkeit im Angesicht:
„Ja, da gibt es keine Faxen.
Jeder Möglichkeit gewachsen
Muß man sein, mit Schläue eben
Kommt man durch dies Erdenleben! —
Darum hell sein! gebet acht,
So wie wir es jetzt gemacht!"

Alauda.

Von Louis Ascher.

Mitten im goldschimmernden Getreidefeld zwischen Blumen, Gräslein und Kleeblatt hatte Alauda mit seiner Gattin sein Häuslein gebaut. Alauda ist Baumeister und Arbeiter, baut sich sein Haus mit seiner Frau allein. Birgt es auch nur ein Zimmer, so ist es doch kunstvoll ausgeführt. Wie aus einem Guß geformt, innen tief gewölbt, der Fußboden mit Flaumteppichen ausgelegt, das Ganze eine warme behagliche Ruhestätte für Mann, Weib und Kind. Nicht nur eins, mehrere Kindlein beherbergt es in der glücklichen Zeit. Die glücklichste Zeit ist, wenn draußen auf Feld und Flur alles blüht und prangt. Dann schaut Mutter Alauda mit ihren liebevollen Guckäuglein die kreisrunden Lieblinge an, kreisrund sind sie und bunt bemalt mit kleinen, ganz kleinen Tupfen und zart und zerbrechlich, viel viel zerbrechlicher als die schönen durchsichtigen Kaffeetassen, die eure Mutter im Prunkspind behutsam aufbewahrt. Frau Alauda ist geschickt, ungemein geschickt; obwohl sie tagaus tagein die kleinen runden zerbrechlichen Dinger mit ihrem Körper wärmt und streicht, kommt dennoch keins zu Schaden. Schwer hat sie es während dieser Zeit, kommt sie doch kaum auf ein Stündchen in die schöne frische Frühlingsluft. Dafür entschädigt sie der gute Ehemann. Herr Alauda ist nämlich ein Künstler, ein Künstler des Gesanges. Obwohl sein eigentliches Gewerbe, wie das der ganzen Familie, der Flugsport ist. Während sich also Frau Alauda mit ihren Kleinen müht, erfreut sie ihr Männlein mit herrlichen Gesängen. Immer und immer schwingt er sich singend und trällernd auf und ab. Dabei sorgt er fürs tägliche Brot. Dieses glückliche gleichmäßige Familienleben dauert Wochen und Monate. Eines Tages jedoch, welch ein Wunder, spalten sich die kleinen runden Dinger, und Mäulchen, spitz geformt, werden sichtbar. Pieps, pieps, das heißt Hunger, Hunger, Hunger. Und schon verteilt die zärtliche Mutter der Reihe nach Speis' auf Speis'. Ununterbrochen, unermüdlich wird gegeben. Haben auch lang genug gehungert, die kleinen kahlen Dinger. Darum: Pieps, Hunger, Hunger! Es dauert nicht lange, garnicht lange und schon sind sie aus den Kinderschuhen. Dann hüpfen sie in ihrem schönen Kleide gar lustig herum. Rotbräunlich der Rücken, Brust und Bäuchlein mit goldenem Latz, das Ganze schön betupft. Obwohl sie nun lustig hüpfen, sind die Eltern nur wenig zufrieden. Zu ungeschickt sind der Kinder Bewegungen. Ihr ganzes Benehmen nicht sonderlich. Herr und Frau Alauda sehen auf Vornehmheit. Ihre Sippe ist zu geachtet. Die Kindlein erhalten gar bald Unterricht in den wichtigsten Lebensbedingungen, im Hüpfen, im Fliegen, im Singen und — beinahe hätte ich die Hauptsache vergessen — im Erwerben des täglichen Brotes. Wenn die Familie Alauda, wie wir vernommen haben, eigentlich nur der Kunst lebt, essen

Scherenschnitt von Dorothee Brockmann.

Achtung!

Tuht, tuht, tuht!
Nur immer ruhig Blut!
Man hört das Auto schnaufen:
Nun heißt es vorwärtslaufen.
Nicht plötzlich stillestehn
Und auch nicht rückwärtsgehn!
Tuht, tuht, tuht!

muß sie dennoch, aber der Unterricht hierin spielt keine große Rolle. Die Eltern wissen, daß ihre Kindlein, wenn sie erst hüpfen und fliegen, niemals verhungern werden. Der Unterricht erstreckt sich demnach lediglich auf jene drei Lehrgegenstände. Die Kleinen erhalten ihn gleich manchen eurer Freunde oder Freundinnen im Freien, in der Feldschule. Es ist entzückend anzusehen, wie der Unterricht erteilt wird. Die Lehrer geben sich ungeheure Mühe, sind liebevoll und voller Ausdauer, sind es doch die Eltern! Wenn du nun, kleine Freundin, einst das Glück haben solltest, einem solchen Unterricht beizuwohnen, so wirst du entzückt sein. Dann achte mal darauf, wie das Mütterlein und der Vater ihnen die kunstvollen Schwingungen des Fluges vor Augen führen, wie sie ihre Füßlein stellen, wie dann die ganze Familie piepst, pfeift und zwitschert. Schaue dir auch das Häuslein an, obwohl es zu schauen dir schwer gelingen wird, denn wohlverwahrt liegt es eingemauert in grauer Furche, kaum kenntlich dem schärfsten Auge. Sollte dich, meine kleine Freundin, der Zufall dennoch in seine Nähe bringen, dann, o Kind, rühre es nicht an, blicke kaum hinein, erst recht dann nicht, wenn das Häuslein noch die schönen Küchlein birgt, berührst du nur eins der Dinger, auch ohne es zu verletzen, nimmer mehr entschlüpfen der Schale der Mutter Lieblinge.

Wer Alauda ist, dürfte einer und der anderen meiner jungen Freundinnen vielleicht schon bekannt sein. Ist es nicht der Fall, so fraget euren Freund, den gelehrten Sextaner.

Scherenschnitt von Dorothee Brockmann.

Wau, wau, wau!
Der Hund weiß ganz genau:
Wenn wir in Trab uns setzen,
So kann er uns recht hetzen;
Drum langsam weitergehn
Und gar nicht nach ihm sehn!
Wau, wau, wau!



Abenteuer des kleinen Coco auf seiner Reise durch Peru und Brasilien

Bisheriger Verlauf der Erzählung.

Der kleine Coco ist wieder aufgetaucht und erzählt uns, wie es ihm die vielen Jahre hindurch ergangen ist, während welcher er für uns verschollen war. Während des Krieges ist er eines schönen Tages von Goch aufgebrochen, um sich nach Ostafrika zu begeben und dort an der Seite seiner Landsleute für die deutschen Kolonien zu kämpfen. Das Schiff wurde von den Engländern aufgegriffen. Die Passagiere sollten in ein Internierungslager gebracht werden. Ein Sturm überraschte das Schiff; es scheiterte. Coco rettete sich auf eine einsame Insel und lebte hier unter den friedlichen Eingeborenen, fern von allem Verkehr, ständig erfüllt von der Sehnsucht, zur zivilisierten Menschheit zurückzugelangen. Tag für Tag spähte er nach einem Schiffe aus, das ihn aufnehmen könnte, bis endlich im 10. Jahre dieser Verbannung sein Sehnen erfüllt wurde. Ein Schiff kam an der Insel vorbei. Es gelang ihm, Zeichen zu geben, und sie holfen ihn an Bord. Dr. Vanderbilt, ein Gelehrter aus Amerika, der sich auf der Rückreise nach Südamerika befand und vor kurzem seinen Diener verloren hatte, nahm ihn an dessen Stelle in Dienst. Ihn begleitet er nun auf der weiten Reise, die den Gelehrten zunächst nach Peru und dann ins Gebiet des Amazonenstroms und durch Brasilien führt. In Buenos Aires hat Dr. Vanderbilt die auf der Reise durch Afrika angelegten Sammlungen geordnet und dann auf der transantischen Eisenbahn die Reise nach Chile angetreten. Unterwegs, mitten in der Steppe, verursachte ein Maschinendefekt einen längeren Aufenthalt. Coco unternahm, um die Zeit hinzubringen, einen kleinen Jagdausflug. Einem Hirsche nachsetzend, den er einsam in der Prärie grasen sah, verirrte er sich, da er bei einem Fall in ein Erdloch seinen Kompaß verlor. In seinem Eifer, den Hirsch zu erjagen, verirrte er sich immer mehr, bis ihn nach vielstündigen Strapazen die Nacht überraschte. Aus tiefem Schlaf erwacht, nimmt Coco die Wanderung wieder auf. Beim Sturz in ein Loch stößt er auf seinen verlorengegangenen Kompaß, der ihm nun den richtigen Rückweg zeigt. Dr. Vanderbilt hat sich bei seinem Freund in der Hazienda, Don Cristobal de Peralta, einquartiert. Für den eifrigen Forscher gibt es hier Mannigfaches zu sehen. Coco hat ein interessantes Erlebnis. Dr. Vanderbilt gibt Kenntnis von dem Inhalt eines aufgefundenen, alten, wichtigen Manuskripts, das von einem eigenartigen Eroberungszug berichtet. Don Peralta, Dr. Vanderbilt, Coco und viel Dienstpersonal begeben sich auf Grund des Berichtes auf die Suche nach den angeblich vergrabenen Goldschätzen. Durch eine wunderschöne Gegend führt der Weg, aber auch große Hindernisse gilt es zu beseitigen.

5. Bericht. (Fortsetzung.)

„Waren Ihre Kameraden ebenfalls Amerikaner?“ fragte der Haciendero.

„Nein, sie waren Spanier und hatten sich mir erst in Lima angeschlossen,“ antwortete Brown.

Wieder tauschten die Herren einen bedeutsamen Blick.

„Da haben Sie es,“ sagte der Herr, der zuerst Peralta gewarnt hatte, „und selbst wenn Sie nicht daran glauben wollen, daß hier ein allgemeiner Aufstand der Eingeborenen gegen die weiße Rasse und in Sonderheit gegen die Spanier vorbereitet wird, so steht doch ein leibhaftiger Beweis für die Gefährlichkeit Ihres Unternehmens vor Ihnen. Bleiben Sie den Bergen fern!“

Aber Don Christobal ließ sich nicht abschrecken. In das Gasthaus zurückgekehrt, überzeugte er sich davon, daß alles für den Aufbruch fertig war. Wir standen noch im Hofe vor den Ställen, in denen die Mulen untergebracht waren, und wollten eben unsere Zimmer aufsuchen, um uns zur Ruhe zu legen, da kam ein Mann auf einem abgetriebenen und müden Maultiere in den Hof geritten. Er stieg ab und schritt sogleich auf Don Peralta zu. Im Licht der Stalllaternen erkannten wir zu unserm nicht geringen Erstaunen den jungen Spanier, den Don Cristobal auf der Hacienda zurückgelassen hatte.

„Sind Sie es, Gongora?“ rief Peralta verblüfft aus. „Was, zum Henker, führt Sie jetzt hierher?“

„Don Cristobal,“ antwortete Gongora mit zitternder Stimme, „die Hacienda —“

„Beim Himmel, Mann, was ist geschehen?“ schrie Peralta und packte den jungen Mann mit beiden Händen an der Brust.

„Die Hacienda ist niedergebrannt!“ –

„O Gott im Himmel!“ stöhnte Peralta und taumelte zurück, als hätte ihn ein Keulenschlag getroffen.

„Das Feuer ist in Ihrem Museum ausgebrochen, aber offenbar war alles, was

sie darin aufbewahrten, vorher beiseite gebracht worden, wohin und von wem, das weiß ich nicht. Dann geriet das Wohnhaus in Brand, und wenige Minuten später züngelten die Flammen an den Wirtschaftsgebäuden auf. Als ich die Leute zusammenrufen wollte, um den Brand zu löschen, soweit es noch möglich wäre, war niemand mehr da. Die Indianer hatten bis auf den letzten Mann die Hacienda verlassen. Doch um selbst das Äußerste nicht unversucht zu lassen, ritt ich hinaus und holte die Vaqueros. Es war zu spät – wir konnten nichts mehr tun. In einer Nacht ist Ihr ganzes Anwesen in Asche gesunken, und nur noch verkohlte Mauerreste sind übriggeblieben."

Don Peralta war gegen einen Pfosten gesunken und starrte wie geistesabwesend vor sich hin.

„Haben Sie eine Vermutung, wie das Unglück geschehen sein kann?" fragte Dr. Vanderbilt.

„Brandstiftung," antwortete Gongora, „ich habe keine andere Erklärung."

„Haben Sie etwa einen Auftritt mit den Arbeitern gehabt?"

„Nein, sie haben bis zuletzt ruhig und ordentlich ihr Tagewerk verrichtet. Nur eines Abends fand ich einen fremden Menschen, der mir ein vagabundierender Bettler zu sein schien, in der Nähe des Museums im Gespräch mit einem Peon. Es war ein alter Kerl mit langem weißen Haar, der den breiten Hut verdächtig tief ins Gesicht gedrückt trug. Sie wissen, ich bin kein Freund von Landstreichern dieser Art, und so ließ ich ihn vom Hofe jagen."

„Und weshalb glauben Sie, daß meine Sammlung vorher aus dem Museum weggeschafft worden sei?" fragte Vanderbilt weiter.

„Weil ich unter den Trümmern keine Spur von goldenen oder silbernen Gegenständen gefunden habe," antwortete Gongora. „Nur die Reste von Waffen und metallenen Gerätschaften fand ich in der Asche."

„Es ist möglich, daß die Arbeiter aus Angst vor dem Feuer weggelaufen sind," meinte Vanderbilt. „Diese Leute sind dumm und abergläubisch über die Maßen. Ist keiner von ihnen zurückgekommen?"



„Landschaft in Argentinien mit Jaguarpaar"
(Aus der Serie Ansichtskarten von Coco und Jim. Siehe Seite 27.)

„Jedenfalls nicht, solange ich noch dort war," sagte Gongora. „Aber wie hätte das Museum ausgeraubt werden können, wenn die Indios mit den Dieben nicht unter einer Decke gesteckt hätten?"

Dr. Vanderbilt schüttelte den Kopf.

„Ein Peruaner stiehlt kein Gold, das wissen Sie selbst recht gut," sagte er. „Das Seltsame ist nur, daß ein paar Tage vorher schon die Mumie verschwunden ist. Was wir da heute abend gehört haben, Don Cristobal, gewinnt jetzt eine ganz neue und höchst ernste Bedeutung, meine ich. Wir sollten es uns doch wohl überlegen, ob wir die Reise fortsetzen."

Don Peralta richtete sich auf.

„Die Felder haben keinen Schaden genommen," sagte er, „und die paar Häuser sind bald wieder aufgebaut. Um meine Sammlung freilich tut mir's leid. Aber wenn mir wirklich da drüben in den Bergen Gefahren drohen, so bin ich nicht der Mann, davor zurückzuschrecken. Ich breche morgen auf — Sie, Mr. Vanderbilt, kann ich allerdings nicht zwingen, mir zu folgen."

„Ich lasse Sie selbstverständlich nicht im Stich," antwortete Vanderbilt, ihm die Hand reichend.

„Und Sie, meine Herren?" wandte Don Cristobal sich an Ramirez und Alacon.

„Wir bleiben bei Ihnen," erklärten beide wie aus einem Munde.

„Nehmen Sie, bitte, auch mich mit," rief Gongora dazwischen. „Allein kann ich auf der Hacienda jetzt doch nichts beginnen."

„Es ist gut," stimmte Don Cristobal bei.

„Gestatten Sie auch mir, mich anzuschließen," erklang eine fremde Stimme; und als wir uns nach dem Mann umwandten, der so gesprochen hatte, erkannten wir Mr. William Brown, der unbemerkt in den Hof gekommen war. Der Haciendero hatte ihn inzwischen mit neuer Kleidung und ganzem Schuhwerk versehen, auch eine Büchse hing am Riemen von seiner Schulter herab.

Don Peralta schien zuerst wenig Lust zu haben, noch einen Mann mehr mitzunehmen, dem er einen Anteil an dem Schatze, sofern er diesen fand, zubilligen müßte. Aber Mr. Brown meinte, man würde da hinten in den Bergen einen handfesten Mann recht gut gebrauchen können; auch würde es ihm eine Beruhigung sein, fügte er hinzu, den Tod seiner Kameraden zu rächen. Und so willigte denn Don Cristobal ein, daß er mitginge.

Dann trat er vor die Indianer hin, die in der Ecke des Hofes beisammen standen und scheu zu uns herüberblickten.

„Wir brechen morgen bei Tagesgrauen auf," sagte er zu ihnen. „Ich mache euch darauf aufmerksam, wer mir Grund zur Klage gibt oder Miene macht, mich zu verlassen, den schieße ich nieder."

Unter so bedrohlichen Vorzeichen traten wir den Marsch ins Gebirge an. Wenn Don Cristobal de Peralta sich auch durch die Warnungen, die er in Cajamalca erhalten, nicht hatte abschrecken lassen, so war er doch weit davon entfernt, sie auf die leichte Achsel zu nehmen. Das Erlebnis Mr. William Browns ließ keinen Zweifel mehr an dem Vorhandensein von Räubern im Gebirge zu. Aber durch den Brand auf der Hacienda hatte Peralta einen so schweren Verlust erlitten, daß er fest entschlossen war, nicht eher zurückzukehren, als bis er durch den Schatz, den er suchte, im vollsten Maße dafür entschädigt war. Als Abkömmling eines Geschlechts von Abenteurern zog er es vor, diesen Ausgleich durch ein einziges kühnes Unternehmen herbeizuführen, statt ihn mit langer, mühseliger Arbeit zu erreichen. (Fortsetzung folgt.)

Große Neuigkeit!

An die lieben kleinen Freundinnen und Freunde des Coco.

Wie es nicht anders zu erwarten war, hat Coco das Versprechen, das er in dem in Nr. 14 eures schönen Kinderblattes bekanntgegebenen Briefe gab, seither redlich gehalten und wird weiter sehr Interessantes berichten. Viele, viele Dankschreiben von euch bekunden ihm und uns, wie unendlich erfreut ihr über die Schilderungen der Abenteuer seid. Aber nicht genug damit. Euer treuer Coco denkt in der weiten Ferne immer an euch und denkt sich neue Freuden für euch aus. Nun ist ihm die glänzende Idee gekommen, die Schönheiten der von ihm bereisten südlichen Länder für euch im Bilde festzuhalten. Einstweilen hat er eine Serie von drei der Natur prächtig abgelauschten Bildern hergestellt, die eure Begeisterung erwecken werden.

Coco hat auch seinen Bruder Jim, der bekanntlich in Niederländisch-Indien weilt, zu bewegen gewußt, eine hübsche Serie Ansichtskarten aus diesem märchenhaften Lande anzufertigen, und Jim hat sich ebenfalls bereit erklärt, diese wunderschönen Karten auf Bestellung an die deutschen Kinder gelangen zu lassen.

Es kommen folgende Ansichtskarten in Betracht:

1. Serie: Argentinien.
Absender: Coco.

1. Landschaft in Argentinien mit Jaguarpaar;
2. Argentinischer Gaucho fängt mit Lasso Guanacos;
3. Argentinischer Gaucho beaufsichtigt Vieh.

2. Serie: Niederländisch-Indien.
Absender: Jim.

1. Eingeborenenhütten;
2. Ernte der Kokosnüsse;
3. Hahnenkampf.

Coco und Jim haben uns jeder eine solche Serie übersandt; eine Ansicht ist auf Seite 25 veröffentlicht. Wir finden die Karten einzig schön koloriert; sie bilden einen Schmuck für jedes Album. Sicherlich werden viele von euch sich die Gelegenheit, Ansichtskarten aus Argentinien und Niederländisch-Indien zu erhalten, nicht entgehen lassen. Wollt ihr von dem Anerbieten unserer beiden Freunde Gebrauch machen, dann **schickt die Bestellung mit Eurer genauen Adresse sowie 10 Pfg. für jede Ansichtskarte** uns ein. Wir geben die bei uns einlaufenden Bestellungen alle 14 Tage Coco und Jim auf und nach einiger Zeit erhaltet ihr die gewünschten Bildkarten direkt von Coco und Jim aus den genannten Ländern übersandt.

Nun sagt einmal, ist das nicht prachtvoll? Besinnt euch nicht lange und teilt uns eure Wünsche mit, damit wir sie zu möglichst baldiger Erfüllung über's Meer senden können. Bitte, genau angeben, welche Ansicht ihr zu erhalten wünscht, und vergeßt nicht, für jede Karte 10 Pf. beizufügen. Alle Sendungen sind zu richten an den

Verlag „Der kleine Coco", Goch (Rhld.).



Jesko und die Wundergeige.

Märchenspiel in drei Aufzügen

von J. A. Kirch.

1. Aufzug. (Fortsetzung.)

Jesko: Ich habe die Wunderweise nicht aus der Geige entlockt, habe das Glück durch sie nicht gefunden, denn ich wurde ein armer, blinder Mann, der euch viel Mühe und Last machte.

Jescha: Oh, sage das nicht, mein Jesko. Wenn wir dir nur hätten mehr tun, dir das Glück hätten bringen können.

Jesko: Sei mir nicht böse, liebes Weib, daß ich bitter wurde. Es war doch auch ein Glück, daß ich euch hatte. Aber hört weiter. Ich glaube an die Wunderweise in meiner Geige. Oft sang und klang es ganz anders als gewöhnlich in ihr, dann entlockte ich ihr einzelne, wundersame Töne, aber das Wunderlied, das glückbringende, fand ich nicht. So wenig, wie es der gefunden, der mir die Geige hinterließ. Und ich hätte sie dir, mein Petro, so gerne in das Herz gespielt, auf daß du dein Glück damit machen könntest, wenn ich nicht mehr da wäre. Ach — ach, wie mich das schmerzt!

Jescha: Quäle dich doch jetzt nicht mit Sorgen um uns, mein Jesko.

Petro: Du lehrtest mich ja so schön die Geige spielen, Väterchen, da will ich nun sehr fleißig sein und für dich und die Mutter vor den Türen spielen.

Jesko: Guter Sohn! Vielleicht gelingt es dir, das Wunderlied zu finden. Laß nicht ab, fleißig weiterzulernen und versprich es mir hier in die Hand, daß du die Mutter immer hochhalten, sie immer lieben und ehren willst. Auch dann, wenn dir das Glück einmal nahen und dich mit Glanz überschütten sollte, denn sonst würde kein Segen darauf ruhen.

Petro (legt die Hand in die des Vaters): Ich verspreche es dir hoch und heilig, lieber Vater, für die Mutter nach meinen besten Kräften zu sorgen, sie zu ehren, so viel ich kann.

Jesko: Weine nicht, Jescha, mein liebes Weib. Siehe, ich bin ruhig, denn mir ist in dieser Stunde, als müßte es hell und licht um euch werden in der Zukunft.

Jescha: Wie kann es hell und licht um uns sein, wenn du uns fehlst. Oh, geh nicht von uns, verlaß uns nicht.

Petro: Ja, Vater, lieber, guter Vater, bleibe bei uns!

Jesko: Klagt nicht um mich, denn ich werde Frieden haben, werde meine armen Augen, die so lange nichts mehr sahen, schließen dürfen. Aber nun reicht mir meine Geige noch einmal.

Jescha: Willst du dich nicht lieber ausruhen, mein Jesko. Du hast so viel gesprochen, bist müde. Sieh, wie deine Stirne mit Schweiß bedeckt ist. Komm, laß mich sie trocknen.

Petro (bringt die Geige): Soll ich dir etwas vorspielen, Väterchen? Etwas Schönes zum Einschlafen?

Jesko: Ja — —, spiel, mein Sohn, spiel — — das schöne — — Wiegenlied. Du — — weißt schon, welches ich meine.

Petro: Ja, ja, Vater, ich weiß es, und will es spielen, so gut ich nur kann, damit es dir Freude macht. (Er spielt „Guten Abend, gute Nacht". Der Blinde faltet die Hände und lauscht. Jescha legt den Kopf an seine Schulter, bis Petro aufhört.)

Jesko (richtet sich auf, schaut mit leuchtenden Augen auf seinen Sohn, die Hände nach der Geige ausstreckend): Wie schön war das Lied, Petro, wie schön! Du wirst sie finden, die Wunderweise, mein geliebter Sohn. Hörst du, Jescha, mein Weib, er wird das Glück haben, das mir versagt war. Aber nun gib sie mir, die Geige. (Er nimmt sie, spielt, lauscht in die Geige hinein, spielt wieder und lauscht wieder.)

Jescha: Petro, hörst du, wie der Vater spielt? So hörte ich ihn nie!

Petro: Auch ich nicht, Mütterchen. Da, hörst du es wieder, es ist keine ganze Weise, nur ein paar Töne — —, horch, nun wieder — —, wie schön, wie wunderbar! Oh, wenn ich sie nur behalten könnte!

Jescha: Ja, es sind Töne, wie Himmelsklänge!

Jesko (immer leiser spielend, dann die Geige sinken lassend): Nun habe ich — — doch noch — — einige Töne — — des Wunderliedes — — gefunden — —, ehe ich — sterbe — —. Vernahmst du sie — —, mein Petro?

Petro: Ja, mein Vater, ich vernahm die wundersamen, möchte sie mir einprägen, daß ich sie auch spielen kann.

Jesko: Du wirst weiter suchen — — suchen — —, mein Jesko — —, allen Segen über dich — — und über dich — —, mein — — Weib — — —, meine — — — — Je—scha! — — (Er sinkt um, liegt stille.)

Jescha: Oh, er ist — — er ist tot, der Vater! Jesko! Jesko!

Petro: Vater! Väterchen! Oh, sieh, Mütterchen, er lächelt uns zu!

Jescha: Ja, er lächelt wirklich, Petro! Und wie er friedlich daliegt. Komm, laß uns beten. (Sie knien neben dem Lager des Blinden nieder. Unterdessen sinkt der Vorhang.)

2. Aufzug.

Spielt im Wald. Aus dessen Wirrnis treten auf einem schmalen Pfad Petro, der nun um einige Jahre älter ist, und seine Mutter, beide auf das äußerste ermattet. Jescha wirft sich schwer atmend zu Boden. Petro legt die Geige vorsichtig nieder und beugt sich erschreckt über die Mutter.

Petro: Mutter, Mutter, was ist dir? Armes Mütterchen! Aber was frage ich lang, als ob ich nicht wüßte, daß dich der Durst unerträglich quält. Ach, wenn ich dir doch helfen könnte!

Jescha: Ich kann nicht mehr weiter, Petro; laß mich liegen, mein Sohn. Und wenn ich sterben müßte, ich kann nicht mehr auf den Füßen stehen. Daß du es immer noch kannst, der du doch nicht weniger unter dem Durst leiden mußt als ich. Freilich, du bist jung; ich aber bin alt und müde, müde.

Petro: (setzt sich neben die Mutter und bettet ihren Kopf in seinen Schoß): Nicht so, Mütterchen, ruhe, ruhe etwas, dann kommen wir doch am Ende wieder weiter und finden uns aus dieser Waldwildnis, in der wir nun schon zwei Tage umherirren, wieder hinaus. Einmal muß sie ja doch ein Ende haben.

Jescha: Ach, Petro, ich glaube, daß wir gar nicht mehr herauskommen. Mir ist, als wären wir an vielen Stellen schon mehrmals gewesen. Ich glaube, wir gehen im Kreise darin herum. Und nun haben wir auch nichts mehr zu essen; nun kommt zum Durst auch noch der Hunger hinzu.

Petro: Wir wollen nicht verzagen, Mütterchen; half uns der liebe Gott nicht schon aus mancher Not? Waren wir in der letzten Zeit nicht zufrieden mit unserem Leben? Unserer größten Sorge waren wir ledig, wir hatten genug zu essen, hatten Kleider auf dem Leibe und waren beide gesund. Hatten wir nicht meist noch einen Notgroschen für schlimme Tage über?

(Fortsetzung folgt.)



Zur Unterhaltung und Belehrung.

Ein Tiefseetaucher bei der Arbeit.

Vor einiger Zeit wurde an dieser Stelle ein griechischer Schwammtaucher, der völlig nackt seiner Arbeit nachgeht, gezeigt. Es wird deshalb um so wissenswerter sein, einen modernen Tiefseetaucher zu betrachten, wie ihn unsere Abbildung zeigt. Derselbe ist mit einem wasserdichten Anzug bekleidet und trägt den luftdicht anschließenden kupfernen Taucherhelm, durch dessen Glasfenster er alles deutlich wahrnehmen kann. Ein auf seinem Rükken angebrachter Zylinder nimmt die ihm zugepumpte Luft auf, die er zum Atmen braucht. Die ausgeatmete Luft entweicht in Luftbläschen aus einem Ventil. Ein unter dem rechten Arm angebrachtes Seil benutzt der Taucher, um den Leuten über Tage Klingelzeichen zu geben. Zum Beispiel: „Zieht mich empor", „Mehr Ketten herunter". Um dem Taucher ein tiefes Sinken zu ermöglichen, trägt er auf der Brust und unter den Schuhen Bleiplatten. Das Bergen von Schiffspapieren und wertvollen Gütern gehört zu den wichtigsten Arbeiten eines Tauchers. Wir sehen, wie der Taucher eine aus dem Schiffsraum emporgebrachte Kiste, die Wertsachen enthält, verkettet und in den Aufzug einhängt, um sie emporwinden zu lassen. Zur Seite liegen Brecheisen und Axt, mit denen der Taucher sich seinen Weg durch Hindernisse bahnt.



R. Hansche.

Eine Fahrt in die See mit der Reichsmarine.
Diese spannende Erzählung gelangt in Coco Nummer 3 zum Abdruck.



Briefkasten.

Friedrich Borraß, Twistringen, Kr. Syke. Dein Briefchen, kleiner, lieber Freund, sprach uns aus dem Herzen. Ganz gewiß ist die Pflege des Tierschutzes etwas, das noch sehr im Argen liegt. An der stummen Kreatur wird unendlich viel gesündigt. Friedrich der Große sagte: „Den Charakter eines Menschen kann man danach beurteilen, wie er zu den Tieren ist", und das stimmt. Wer kein Tierfreund ist, kann auch kein Menschenfreund sein. Da du das eine bist, wirst du das andere sein! Bravo, lieber Junge. Wir werden selbstverständlich, wo wir können, dem Tierschutz das Wort reden. Viele Grüße!

Fee von Falkenstein, Darmstadt. Und ob wir deine Sehnsucht nach der schönen Heimat am B.... See begreifen! Und obendrein bist du noch ein Gutstöchterlein, das auch reiten kann! Da mag es dir in den Stadtmauern oft zu eng sein. Wie schön, daß du so an den Tieren hängst. Na, lerne nur fleißig in Darmstadt, wo es sich ja auch leben läßt. Und schöne Ausflüge an die Bergstraße kann man leicht von dort aus machen. Erhalte nur deine Heimatliebe. Wir grüßen dich vielmals.

An den Wandervogel aus Magdeburg. Lieber, kleiner Freund, du kannst dem Coco gar keine größere Freude machen, als wenn du ihn „lieber kleiner Coco" anredest, und dann auch natürlich mit dem trauten „du". Und dein ganzes Herz kannst du ihm ausschütten, er hat für alle Leiden und Freuden seiner Freunde Verständnis und auch meist Trost und Hilfe. Viel Glück zum Preisrätsel!

Erika Hohn, Karlsruhe. Dein gereimtes Briefchen fand unseren Beifall. Deine Malarbeit ging natürlich bei uns ein, wie es damit geworden, weißt du nun auch. War es diesmal nichts mit einem Preis, dann ein anderes Mal. Wir werden dir alle Daumen halten. Liebe Grüße.

Hedwig Sch., Obl. im Saargebiet. Liebes Kind, über deine deutschen Grüße aus dem Saarland haben wir uns sehr gefreut. Sei bedankt dafür! Wenn sich alle Saarländer nur zu Deutschland gehörig fühlen —, das ist die Hauptsache. Im Reich zählt man sie ganz sicher dazu bis in alle Ewigkeit!

Hansi Schneider, Karlsruhe. Also zu einem Freudenpurzelbaum über den Coco wäre es bei dir fast gekommen! Mehr kann man kaum erwarten, kleiner Hansi! Es sollte uns deshalb ganz besonders freuen, wenn du demnächst einen Preis bekämst. Gruß dir.

Fritz Sienenhühner, Halle (Saale). Lieber Junge, du hast sehr recht: Wer mit offenen Augen durch die Welt geht, erlebt und erschaut Wunder über Wunder! Auch bei Nacht, wie du es bei deiner Wanderung getan. Sehr schön hast du sie geschildert, wie ein werdender Dichter. Vielleicht schickst du uns mal wieder eine Schilderung deiner Natureindrücke. Sei dankbar, daß dir die Gabe des Schauens beim Wandern in so reichem Maße beschieden ist. Nimm unsere besten Grüße.

Wassernixe Liselotte. Nein, kleine Freundin, die Briefkastenkinder brauchen sich keinen Beinamen zuzulegen, um Antwort zu erhalten. Es ist uns sehr erwünscht, wenn wir ihnen unter ihren richtigen Namen antworten können. Schönste Grüße!



Kurzweil.

Drei Enden einer Wurst

Eine Wurst hat nach Ansicht der meisten Menschen zwei Enden. Ich kann aber beweisen, daß eine Wurst drei Enden hat, nämlich zwei Wurstenden und das Ende, welches sie hat, wenn sie nicht mehr da ist. Jemand könnte hier einwerfen: Das eine Ende der Wurst ist eigentlich ihr Anfang. Wenn aber der Jemand, der getehre Einwerfer, das Ende vom Anfang nicht unterscheiden kann, so darf ich schließlich mit demselben Recht sagen: „Verehrtester, dann hat die Wurst zwei Anfänge, und das Ende hat sie erst, wenn sie aufgegessen ist.“

Fritz Reuter sagte: „Jedes Ding hett en En'n, un de Wust het ehre twei.“ Er meinte nämlich zwei Wurstenden, und — da alles doch auch ein Ende hat, so hat die Wurst außer ihren zwei Wurstenden ebenfalls noch ein Ende. Also die Wurst hat demnach drei Enden.

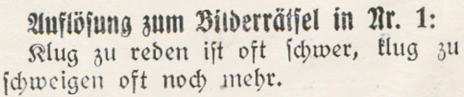
Suchbild.



Wo bleibt mein Junge mit dem Frühstück?

Richtige Lösungen sandten ein:

Heinz Tönjes, Mahlwinkel; G. Bockel, Essen-Stadtwald; Willi Wetzig, Chemnitz; Ernst Willschütz, Mohrungen; Lisa Festerling, Ilsenburg; Elfriede Anders, Dresden-A.; W. Filtzinger, Wiesbaden; Liesche Lehder, Hindenburg; Erich Sanders, Krefeld; Gottfried Hartenfels, Andernach; Kurt Rieger, Dresden; Else Kehren, Soden; H. Dörffel, Plauen; Lothar Noack, Walterhausen; Anneliese Schmitz, Münster (Taunus); Annemarie Hämmerlein, Mainz; Lieselotte Jaeger, Essen; Albert Gutke, Aschersleben; Hans Puhl, Berlin-Charlottenburg; Heinz Kummer, Dresden A. 28; Ursula Obermeyer, Coslar; Günther Zawadzki, Beuthen; Wilhelm Lippert, Weiler; Wilhelm Maßmann, Düsseldorf; Rudolf Franz, Leipzig-Eutritzsch; Heinr. Fuß, Birkesdorf; Hilde Koenen, Hückelhoven; Maria Kamp, Hückelhoven, Gerhard Pech, Dessau.



Auflösung zum Bilderrätsel in Nr. 1:

Klug zu reden ist oft schwer, klug zu schweigen oft noch mehr.

Auflösung der Rätsel in Nr. 1:

1. Hahn; 2. Gras, Sarg.

Wer etwas mitzuteilen hat, schreibe an die Adresse: „Der kleine Coco“, Goch (Rhld.).

Für den Inhalt verantwortlich: P. Mengelberg, Goch (Rhld.).